

ten auf den Gedanken, den Begriff Gnade als adäquate Bezeichnung für den Sinngrund des eigenen Lebens zu halten“ (13). Mit dieser Einschätzung steigt Karl-Heinz Menke, Dogmatiker an der Katholisch-Theologischen Fakultät Bonn, in seine Überlegungen ein. Gnadenlehre, so betont er in der Einführung (13–23), ist – als Klärung der „Verhältnisbestimmung des eigenen Daseins zu dem Gottes“ (23) – zu verstehen als Fragen nach dem *Kriterium des Christseins*.

Das erste Kapitel (24–75) behandelt die Auseinandersetzung zwischen *Augustinus* und *Pelagius* am Beginn des fünften Jahrhunderts, die bekanntlich auf der Synode von Karthago (418) – und in weiterer Folge auf der Zweiten Synode von Orange (529) – zur Durchsetzung der Position des ersteren führten. Menke reflektiert nicht nur die neuplatonische Denkform des Augustinus, also dessen „Abkoppelung des *Innen* (Gnadengeschehen) von dem *Außen*“ (Wort und Geschichte) (38), und die platonisch-stoische Konzeption des Pelagius, nämlich die Sicht des Menschen „als das Abbild, das von seinem göttlichen Urbild ... paideutisch befähigt wird, ... immer mehr Abbild des Guten zu sein“ (42), sondern geht auch auf drei Erklärungsmodelle für den Sieg der augustinischen Gnadenlehre – welcher „ein kirchengeschichtliches Ereignis allerersten Ranges“ (57) darstellt – ein. Während *Gisbert Greshake* meint, dass die griechische Denkform der römischen unterlegen sei, geht *Kurt Flasch* davon aus, dass es Augustinus – im Gegensatz zu Pelagius – gelungen sei, durch seine Gnadenlehre das nachkonstantinische „Massenchristentum“ zu rechtfertigen (vgl. 60–63). Menke schließt sich der Erklärung von Otto Hermann Pesch an; für ihn ergibt sich die faktische Entwicklung aus der „Fähigkeit des Augustinus, mit Pauluszitaten das heilsgeschichtliche Konzept des Pelagius ... als scheinbar offensichtlichen Rückfall in die angeblich jüdische Werkgerechtigkeit zu entlarven“ (65).

Das zweite Kapitel (76–155) setzt sich mit der Weiterüberlieferung der augustinischen Gnaden- und Prädestinationslehre im Mittelalter, mit dem *habitus*-Begriff des Thomas von Aquin und der spätscholastisch-nominalistischen „Betonung der Freiheit Gottes von der Bindung an seine Schöpfung“ (106) auseinander. Im Zentrum dieses Abschnitts stehen die Rechtfertigungslehre *Martin Luthers* sowie die Antwort des *Konzils von Trient*. Menke interpretiert die – vermeintlichen und tatsächlichen – Gegensätze zwischen der reformatorischen und der katholischen Position sehr sorgfältig; die entscheidende Differenz sieht er in der ekklesiologischen Konsequenz des Verständnisses von Rechtfertigung: Ist – analog zur Auffassung, dass gute Werke „heilskonstitutiv“ sind –

die Kirche als „sichtbare Gemeinschaft ebenso Konstitutivum des wahren Glaubens wie dies die Werke der Nächstenliebe sind“ (128)?

Das dritte Kapitel (156–207) geht dem frühneuzeitlichen „Gnadestreit“, dem Neuthomismus – der zu einer „Dissoziation zwischen rechtfertigender Gnade und bloßer Natur“ (163) führt – sowie gnadentheologischen Lösungsansätzen des 20. Jahrhunderts nach. Angesichts mancher Verengungen und Verirrungen in der nachtridentinischen Gnadenlehre macht Menke – mit Bezug auf Überlegungen von Hermann Krings und Thomas Pröpper – klar, „dass der Gnade in allem der Primat zukommt und dass die Autonomie des Menschen eine geschenkte ist“ (183). So ist Gnade zu verstehen als „die in Christus realsymbolisch ausgedrückte unbedingte Anerkennung des einzelnen Menschen durch Gott“ (182).

Gnade und Rechtfertigung – so resümiert Karl-Heinz Menke im Schlusswort (208–215) – bedeute immer auch Ruf in die konkrete Verantwortung und könne als „Geschehen der *inkluisiven Stellvertretung*“ (214) gesehen werden – ein Begriff, der eine Reihe von Aporien und Einseitigkeiten der gnadentheologischen Dogmengeschichte auflöst und integriert. Von daher liegt das *Kriterium des wahren Christseins* „in der je größeren Bereitschaft zum Mitvollzug der inkarnatorischen Bewegung“ (214) – im Bewusstsein, dass Gnade „nicht der *Katalysator* der menschlichen Freiheit, sondern deren *Bestimmung*“ (213) ist. Menkes Darstellung, die Theologiegeschichte, Anthropologie, spirituelle und pastorale Aspekte verbindet, ist ein wertvoller Beitrag zum besseren Verständnis eines zentralen Themas der systematischen Theologie.

Salzburg

Franz Gmainer-Pranzl

■ KEHL MEDARD, *Dein Reich komme*. Eschatologie als Rechenschaft über unsere Hoffnung. (Topos plus 498; Neuausgabe) Echter-Verlag, Würzburg 2003. (370) TB.

Eine gute Idee des Verlages; nach drei Auflagen seit 1986 nun eine unveränderte Taschenbuchausgabe! Das Werk hat längst seinen Weg nach oben gemacht. Die Theologie des 1942 geborenen Autors aus der Gesellschaft Jesu, Professor für Dogmatik an der Hochschule St. Georgen, ist mehrfach sympathisch. Unter den nicht wenigen „Rosinen“ etwa die, dass alle eschatologischen Aussagen Entfaltungen des einen untrüglichen Versprechens sind, das Gott uns in Jesus Christus gegeben und in ihm auch schon erfüllt hat (31). Oder die über das Gericht, dass es nicht von einem gerecht vergeltenden Gott vollzogen wird, sondern von der menschlichen Gestalt der Gna-

de und Barmherzigkeit Gottes, die Jesus Christus ist (88). Oder die über Naherwartung, dass Gott jetzt, in der Gegenwart, umfassend befreiend auf uns zukommt, so dass sie die unbedingt ernst zu nehmende Entscheidungs- und Umkehrzeit ist (112f).

Und sympathisch ist der Aufbau: Wahrnehmung, Vergewisserung, Vergegenwärtigung, Bewährung. *Wahrgenommen* werden exemplarische Gegenwartszeugnisse der christlichen Hoffnung: etwa in der liturgischen Feier der Hoffnung das dritte Hochgebet, die gesellschaftlichen Perspektiven im Synodenbeschluss „Unsere Hoffnung“, Texte von Torwesten und Lessing mit Erwägungen zur „Seelenwanderung“, parapsychologische Untersuchungen über ein Leben nach dem Tod.

*Vergewisserung* dieser christlichen Hoffnung geschieht aus ihrem geschichtlichen Grund im Alten Testament und ihrer „Aufhebung“ im Reich Gottes des Neuen Testaments, dem Versprechen einer universal versöhnten Zukunft unserer Geschichte (91). Intensive Untersuchungen zur eschatologischen Hoffnung Israels auf Gottes Königsherrschaft und zur Apokalyptik führen zur Hoffnung aus der Erfüllung, die Jesus Christus ist. Das Reich Gottes seiner Verkündigung ist das Königsein Gottes, die sich durchsetzende, sich Raum schaffende Herrschaft Gottes, die sich durchsetzende Liebe Gottes, die wachsende Hineinnahme unserer gegenwärtigen Geschichte in das heilende Leben Gottes bis zu ihrer Verwandlung (143ff). Jesu gewaltsamer Tod konnte das Kommen des vollendeten Reiches Gottes nicht aufhalten. Der Tod des Freudenboten wird von Gott zum Heil der ihn Verwerfenden (151). Gott setzt ihn als endzeitlichen Menschensohn-Richter ein (153): „Das Reich Gottes nimmt das Gesicht des Auferwecken und der Lebensgemeinschaft mit ihm an“ (159). Gegenwart und Zukunft des Reiches Gottes im Glauben der Kirche werden bedacht: in der Offenbarung des Johannes, in Chiliasmus und christlicher Utopie der alten und mittelalterlichen Kirche, in der „Theologie der Befreiung“. Die „Gottesbürgerschaft“ des Augustinus als Grundmodell kirchlicher Reich-Gottes-Rezeption wird vorgestellt.

Der dritte Teil, die *Vergegenwärtigung*, zielt auf eine heute verantwortbare christliche Hoffnung: Wie ist sie heute zu praktizieren und theologisch zu artikulieren? Innerhalb der Geschichte wird das noch ausstehende vollendete Reich Gottes „überall da bereits verwirklicht, wo in der Kraft des Geistes Christi eine entschiedene Umkehr zum Friedens- und Gerechtigkeitswillen Gottes geschieht“. Die Kirche als Ganze in der Nachfolge des gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus ist das vorwegnehmende soziale Zeichen dieses universalen Friedens und seiner Ge-

rechtigkeit (217). Die tätige Hoffnung bleibt aber angefochten von der Macht der Sünde und des Todes, das Kommen des Reiches steht bleibend unter dem Zeichen des Gekreuzigten. Im verstärkten Bemühen um ein menschenwürdiges Überleben aller auf unserer Erde, das wie noch nie zuvor bedroht ist, kann heute die aktuelle Gestalt der biblischen Naherwartung liegen. Im Konzilsdokument „Die Kirche in der Welt von heute“ geht es um die Verantwortung der Christen und der Kirche bei der Umgestaltung dieser Welt zu einer brüderlich-schwesterlichen neuen Menschheit, die sich als „Familie Gottes“ in seinem Reich versteht und so lebt (218ff). Im Durchgang durch den Tod wird in der Auferstehung der Toten zur Gemeinschaft der Vollendeten die Geschichte „aufgehoben“.

In der Bewährung bringt der Autor die christliche Hoffnung ins Gespräch mit außerchristlichen Geschichtsentwürfen und Hoffnungsweisen, ob und wie weit eine in ihrer Praxis und in ihrer Theorie der menschenwürdigen Zukunft unserer Erde dient. Hoffnungsansagen werden verglichen mit dem in jeder Kommunikation unabdingbar mitgesetzten Vorgriff auf eine „universale Kommunikationsgemeinschaft“. Das christlich Erhoffte entspricht ihr nicht nur, sondern überbietet sie unendlich: Ist sie doch eine Hoffnung für alle, auch die Toten. Gesprächspartner sind Kants ethisch postulierte Vollendung des Menschen, Hegels versöhnende Kraft der „Vernunft in der Geschichte“, der Marxismus mit seiner Hoffnung auf die klassenlose Gesellschaft und dessen Varianten bei Benjamin und Bloch.

Noch einmal darüber hinaus ist der Studie zu danken, den Traktat „De Novissimis“ aus seiner Isolierung und Reduktion auf Unsterblichkeit und ewiges Leben befreit und ihn in seinen großen jesuanischen Kontext eingebettet zu haben. Der Autor verzichtet bewusst auf eine wissenschaftliche „Materialschlacht“. Zu Recht ist ihm für das Studium der systematischen Theologie wichtig, einen einzigen Grundgedanken systematisch durchzuziehen, hier die Hoffnung auf das Reich Gottes (14). Wichtig gewiß auch für die Überzeugungskraft der Verkündigung, wie sie größere Zusammenhänge nun einmal haben. Die zweite Vaterunser-Bitte „Dein Reich komme“ ist wie eine Kurzformel des Entwurfs. Der „rote Faden“ ist die bleibende Gemeinschaft mit Gott im Leben und im Tod (133), die rettende, durchtragende, den Tod überwindende Beziehung zu Jesus Christus (281f). Der Autor erzählt uns die Geschichte einer großen, begründeten Hoffnung. Es gebührt ihm kräftiger Dank.

Linz

Johannes Singer